

**Zeitschrift:** Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art  
**Band:** 53 (1966)  
**Heft:** 5: Innerstädtische Läden; Ein regionales Schnellbahnsystem

**Rubrik:** Persönliches

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Fragment

### Vom Büchermachen

Kleiner Damenschreibtisch – so steht an einem Möbelchen des späten 18. Jahrhunderts im Musée Cognacq; ich hatte es zuerst für ein Nachttischchen gehalten, so klein ist die Schreibfläche; aber die schmale seitliche Schublade enthält vermutlich ein Tintenfäschchen – leider durfte ich sie nicht öffnen. Ob man an einem solchen Tischchen ein Buch schreiben kann? Nur wenn man das, was man schreiben will, schon im eigenen Kopf hat. Solche Köpfe gab es damals; und was sie schrieben, das ließen sie im Duodezformat drucken, zierlich in Maroquin binden, und wer es las, der wurde reif für die Revolution.

Inzwischen hat man das Bücherschreiben rationalisiert. Man spürt das insbesondere auf der Architekturbranche. Gedanken werden wenig mehr verwendet. Entsprechend besser ausgestattet ist der Arbeitstisch: Schere, Kleister, Zettelkästen dürfen nicht fehlen. An die Stelle der Einfälle sind die Zeitschriften getreten. Selber schreiben muß man eigentlich nur noch das Vorwort und das Nachwort. Das Vorwort ist ein Dank an die treue Mitarbeiterin, die unermüdlich das Material herbeischaffte und sichtete. Das Nachwort ist ein Dank an die Redaktionen, die freundlicherweise das Material zur Verfügung stellten. WERK darf sich schmeicheln, hier ziemlich oft aufgeführt zu werden; leider ungleich öfter, als es um Erlaubnis gebeten wird. Aber das liegt nun einmal in den Möglichkeiten der Offsetabbildung: der Laie sieht es den Bildern nicht an, ob sie von einem Original oder von einer Zeitschriftenabbindung gemacht sind.

Ob es Spaß macht, solche Bücher zu schreiben? – Revolutionen werden sie keine auslösen, obwohl die Ankündigung einer Revolution des Städtebaus auch zu den Requisiten des Vorworts gehört. Revolutionen gehören zu den wenigen Dingen, die heute noch nur im Original vorkommen.

**PS:** Dieses Fragment gilt zugleich als Buchbesprechung für: Ot Hoffmann und Christoph Repentin: «Neue urbane Wohnformen – Gartenhofhäuser, Tep-pichsiedlungen, Terrassenhäuser». 223 Seiten mit zahlreichen, teilweise unseren Lesern bekannten Abbildungen. Ullstein, Berlin, Frankfurt a/M, Wien 1966. Der erste Satz lautet: «Durch das in diesem Buch dargestellte Material wird in weitem Umfang der bisherige Städtebau in Frage gestellt». Zum Preise von Fr. 76.85.

## Persönliches

### Siebzig Jahre und Hans Curjel

Wenn am 1. Mai 1966 Hans Curjel das siebzigste Jahr zurückgelegt hat, so steht er nicht als Siebzigerjähriger in einer jungen Welt. Auch die Welt ist um siebzig Jahre älter geworden. Eine Zwillingsschwester von ihm, nicht körperlich gemeint, aber eine gute Freundin, am gleichen Tag im gleichen Jahr geboren – übrigens war es meine Frau –, sollte nach dem Wunsch ihres Onkels, eines baskischen Kapitäns, Bebelina getauft werden. Sie wurde es nicht; aber man sieht, auch die Idee des 1. Mai ist siebzig Jahre älter geworden. Die Welt, in die wir an einem bestimmten Punkt der Zeit eintreten, legt Jahresringe an, und der erste Ring, den unser Dasein unterbricht, ist ein Ring, auf dem unser ganzes Wachstum beruht. Wir alle sind nicht nur Menschen, wir sind Auserwählte, je nach der Zeit und dem Ort der Geburt. Diese ersten Ringe reichen von St. Gallen, in das einmal ein Däne, ein Curjel, der Großvater von Hans Curjel, einwanderte, bis nach Karlsruhe, wohin später der Vater mit seiner Familie zog, um dort mit Karl Moser ein Architekturbüro zu begründen. 27 Jahre, von 1888 bis 1915, waren die beiden Familien in Karlsruhe verbunden durch die Firma Curjel & Moser. 1915 übernahm Karl Moser die Dozentur an der ETH, aus der die neue moderne Architektengeneration hervorging. Das waren die Säfte des Baums: hohe Kultur, Pflege der Musik, Verbindung zur Kunst und zur Architektur.

Später kommen die Jahresringe der Freunde, die sich nie ganz vergessen werden, eine Generation innerhalb der großen Generation der Zeit, Menschen, die man spüren muß, um sie zu finden. Hans Curjel hätte das mit seinem im Schwarzwald geschulten Humor anders ausgedrückt, als man es hier schreiben darf. Unser Ring wuchs in München, im Umkreis von Wölfflin, dem Schweizer, diesem klaren Kristall, der zu weiteren Kristallisierungen führte.

Ein paar Namen nur, die auch im WERK nicht unbekannt geblieben sind: Giedion, aus Zürich, den man als Dipl.-Ing. benedete, die aristokratisch geistreiche Kölnerin Carola, bald darauf Carola Giedion-Welcker, und wie sie, voll rheinischem Temperament und auf eigenen Wegen, Herta, heute Herta Wescher. Lita gab den Norden von Worpswede und den Süden von Roncesvalles dem Zürcher Finsler als Geschenk. Der Vermittler zwischen Wölfflinscher Distanz und unserer bewegten Zeit war Franz Roh, den wir vor

kurzem verloren haben, damals Assistent des Meisters. Zu diesem Münchner Kreis kam im letzten Kriegsjahr 1918 Hans Curjel, dem ein dunkler Ruf großer und universaler Begabung voranging. Auch er war Wölfflin-Schüler, aber noch mehr der Universität Freiburg im Breisgau verpflichtet, an der eine Dissertation über Hans Baldung Grien entstand, der später ein Buch über diesen Meister folgte. Zu der bewegten Zeit gehört, daß die Liste dieser Namen sich an der Spitze eines Aufrufs des «Blocks aufbauender Studierender» befindet, der beginnt mit dem Satz: «Die Hochschule soll Ausdruck des neuen Menschen werden.» Es begann die dritte Phase, diese Phase des Ausschnitts aus der Welt, der man sich verschreiben will für die Zukunft, die man als Beruf bezeichnet, wenn wir auch – und besonders Hans Curjel –, die Enge dieses Begriffs gescheut und mit S. G., C. W., F. M. und H. C. selbst die Namen verschleiert haben, wie man heute die großen Themen der Zeit hinter Buchstaben verbirgt. Trotz der Verzweigung haben die Wege sich immer wieder gekreuzt, und bei allen ist ein Wölfflinsches Erbe haften geblieben: die genaue Analyse des Sichtbaren und Tastbaren bis zur Übertragung auf das Leben selbst. Hans Curjel, der als einziger Musik studiert hatte, hat die Analyse des Hörbaren hinzugefügt. Sein Leben ist ohne Musik nicht zu denken.

Durch Zufall hörte er sehr früh ein Stück eines unbekannten Paul Hindemith, der Bratschist eines Quartetts war. Dieses Erlebnis wurde zum Erlebnis von Strawinsky und Schönberg und führte zu seiner dauernden Beschäftigung mit der modernen Musik. Ihre Interpretation bringt ihn zu überraschenden Erkenntnissen der Parallelität im schöpferischen Geschehen. Es ist ein zeitlicher Sprung zu seinem Vortrag über Strawinsky und Picasso, zuerst gehalten bei den «Freunden des neuen Baues», die Alfred Roth vereinigt hatte, einem Vortrag, der allen Teilnehmern in Erinnerung geblieben ist. Das war in Zürich nach seiner Emigration, als er und viele dieser Freunde in der Werkbund-Siedlung Neubühl an eine neue Wohnform glaubten. Es war auch die Zeit, in der Giedion die Doldertalhäuser mit Roth und Breuer verwirklichte, beides isoliert gebliebene Hoffnungen für lange Zeit. Curjels pädagogische Neigung, sein Wunsch, nicht nur «Freunde» zu erfassen, sprach mit bei der Idee der Gstaader Musikwochen, die er 1942 bis 1946 zuerst mit Scherchen, dann mit Edwin Fischer durchführte, an denen Casals zum erstenmal wieder in Europa auftrat und an die er 1943 wieder eine Parallele zur Malerei anschloß mit einer kleinen Ausstellung von Kandinsky, Picasso, Klee, Mondrian, Arp, Sophie Arp-



Hans Curjel im Gespräch mit Henry van de Velde an dessen 90. Geburtstag in Oberägeri  
Photo: Werner Bischof

Taeuber, Bill, Leuppi und Vantongerloo. Curjels Art der Interpretation der Musik, der Malerei, der künstlerischen Äußerung überhaupt ist mit Vergleichender Kunsthistorie zu trocken, zu sachlich bezeichnet. Es ist ein Nahebringen, ein Verstehenlassen, ein Offenbaren, das in vielen Vorträgen, Kursen, Vorlesungen in Deutschland, in der Schweiz, an der ETH, der Universität, der Hochschule für Gestaltung in Ulm, der Kunstgewerbeschule in Zürich verwirklicht wurde. Heute geben ihm Aufträge vor allem des Südwestdeutschen und Nordwestdeutschen Rundfunks eine breite Basis. Die Synthese von Musik und Sprache mit dem Gestus und der Form mußte Curjel fast notwendig zum Theater führen. Nach seinem Studium war er zuerst Assistent an der Karlsruher Kunsthalle. Dann holte ihn Louise Dumont für einige Zeit als Kapellmeister ans Düsseldorfer Schauspielhaus. 1927 berief ihn Klemperer als Dramaturg, als Regisseur und schließlich als stellvertretenden Operndirektor an die neu gegründete Kroll-Oper. Hier entstanden in Zusammenarbeit unter anderem mit Moholy, Schlemmer, Chirico neue Versuche der Bühnengestaltung. Curjel hatte 1923 die Bauhaus-Woche in Weimar besucht.

Schlemmers Wandbilder und Reliefs in Van de Veldes Werkstattgebäude, die 1930 auf Veranlassung von Schultz-Naumburg zerstört wurden, gehörten zu den stärksten Eindrücken. Sein Triadisches Ballett wurde aufgeführt, Scherchen gab Konzerte. 1928 kam Moholy nach Berlin. Er konnte 1929 zum erstenmal zusammen mit Curjel seine Ideen zum Theater realisieren in der Gestaltung von «Hoffmanns Erzählungen». 1930 folgte «Die glückliche Hand» von Arnold Schönberg mit Schlemmer und 1931 wieder Moholys Bühnengestaltung der «Madame Butterfly». Die Kroll-Oper wurde 1931 geschlossen. Es ist zu hoffen, daß wir von Curjel mehr über diese Zeit hören werden.

1933 wurde in Zürich das Corso-Theater durch E. F. Burckhardt umgebaut. Er und Giedion schlugen Curjel als Regisseur vor. In der Bar entstand das große Wandbild von Max Ernst, das später selbst in Zürich verhüllt werden mußte und das jetzt, wie wir hoffen, für das Kunsthause gesichert werden kann. Die Realisierung der Pläne Curjels an diesem Variététheater war nicht einfach. Schlemmer hatte für Curjel das «Komische Ballett» entworfen, das aber nicht mehr aufgeführt werden konnte. «L'Histoire du Soldat» wurde als Matinee gegeben und später auch in Salzburg inszeniert. Schließlich wurde das Corso Dancing and Kino.

1933 traf Curjel in Berlin Brecht auf der Straße. «Die Winde sind widrig», sagte Brecht, «wir gehen weg». 1945 traf er ihn in der Stadelhoferstraße in Zürich. «Die Winde sind immer noch widrig», sagte Brecht; aber sie schufen zusammen die Uraufführung der «Antigone» am Stadttheater in Chur, das Curjel 1945 bis 1947 geleitet hat. In Venedig wurde als Gastinszenierung «Mahagonny» aufgeführt. 1949 ermöglichte die Rockefeller Foundation Curjel eine Studienreise für Theaterfragen nach den USA. Das Theater gehört zu den wichtigsten Themen seiner theoretischen Tätigkeit.

Kein Sohn eines Architekten um 1900 konnte unberührt vom Jugendstil bleiben. Es brauchte aber noch Jahrzehnte, neue Entwicklungsstufen auf allen Gebieten der Gestaltung, Probleme auch des Werkbunds, für den sich Curjel lebhaft interessierte, um Art Nouveau und Jugendstil in ihrer Bedeutung erkennen zu können. In der Ausstellung von 1952 «Um 1900» im Kunstmuseum Zürich hat Curjel wohl zum erstenmal einen weitgreifenden Überblick über diese Stilwende in Europa und Amerika gegeben.

Schon vorher, 1947, hatten Van de Velde und seine Tochter Nele sich in die Schweiz zurückgezogen. Nicht nur der Papst hat seine Schweizergarde; auch Van de Velde, dessen Großmutter eine

De Paepe war, gab seinen Schweizer Freunden diesen Namen. Alfred Roth, an der Spitze der Garde, hat alles getan, um ihm seine letzten Lebensjahre zu erleichtern. Sein «Bungalow» über dem Ägerisee wurde zu einer Pilgerstätte. Curjel begann mit der Bearbeitung der immer wieder geänderten Manuskripte der Memoiren. Nur noch wenige Monate erlebte der Vierundneunzigjährige ein neues, für ihn von Roth gebautes Haus. Die Memoiren, die fast hundert Jahre einer lebendigen Entwicklung umfassen, erschienen 1962. Nele blieb 1957 allein im «Vogelenzang» zurück. Es war besonders Yella Curjel-Fahrner, das Fahrnermädchen, F. M., der Münchner Zeit, die Hans Curjel auf allen, oft widrigen und schwierigen Wegen begleitet hatte, die mit ihrem warmen Herzen der Nele geholfen hat bis zu ihren letzten Stunden in diesem Dezember.

Hans Curjel haben wir selten so arbeitsfreudig, mit so viel boshaftem Humor, voll von sich realisierenden Plänen gesehen wie heute in seiner um siebzig Jahre gereiften Welt, die in ihm lebt in der Kartothek seines Geistes. Hans Finsler

## Stadtchronik

### Berner Chronik

#### Das nicht-zentrische Zentrum Berns

Wir haben schon öfters darauf hingewiesen, daß Bern, ganz im Gegensatz zu andern historischen Städten, ein Zentrum besitzt, das noch heute ausgezeichnet funktioniert, während die neueren Teile der Stadt in steigendem Maße Störungen aufweisen. Dieses paradox erscheinende Phänomen ist mindestens zu einem Teil auf die außergewöhnliche Struktur der Stadt Bern zurückzuführen. Das Normalschema der historischen Stadt ist hier in sein Gegenteil verdreht: Das Zentrum Berns ist nicht zentral angelegt, sondern zeigt einen feldartigen Aufbau, den man normalerweise erst an der Peripherie einer Stadt antrifft. Gerade umgekehrt verhält es sich in den Außenquartieren. Hier erwartet man ein «Feld» und stößt auf ausgesprochen zentral angelegte Strukturen.

*Ein neutrales Straßennetz im Zentrum*  
Die «Feld»-Struktur des Zentrums hat sich als äußerst anpassungsfähig erwiesen. Dieser Stadtteil ist ungefähr 1,2 km lang und durchschnittlich 0,4 km breit. Er ist in seiner Anlage fast 800 Jahre alt. Aber im Gegensatz zu andern vom Ver-